

der Feuerwehr in Eckardtshiem im Dritten Reich zugute kam, dass ihr Status noch nicht geklärt war. Wäre sie schon eine von amtlicher Seite voll öffentlich anerkannte Feuerwehr gewesen, wäre sie unter das „Gesetz über das Feuerlöschwesen“ vom Dezember 1933 gefallen, wonach die Berufsfeuerwehren eine Unterabteilung der Polizei werden sollten.

Im Kapitel „Aus zweiter Hand“ wird der Weg der technischen Ausstattung der Eckardtshiemer Feuerwehr nachgezeichnet. Dabei wird wieder die anfangs bereits erwähnte Verzahnung mit der Expansion des heutigen Bielefelder Stadtteils Eckardtshiem deutlich.

Das Schlusskapitel gibt Einblicke in den Feuerwehralltag. Nach einigen biografischen Daten über das Leben der jeweiligen Leiter erfährt der Leser etwas über Art und Umfang der Einsätze und über die notwendigen Feuerwehrrübungen. Gerade letztere sind in einer Einrichtung mit zu betreuenden Menschen von ganz wesentlicher Bedeutung, zumal sich die Mitglieder der Eckardtshiemer Feuerwehr nicht mehr, wie in den Anfängen, ausschließlich aus Anstaltsmitarbeitern rekrutieren.

Was diesen ersten Band einer neuen Reihe besonders auszeichnet, ist die gelungene Verknüpfung von Text- und Bildmaterial. Zu allen markanten Textstellen finden sich die Ablichtungen der im Text erwähnten bzw. zitierten Originaldokumente. Zahlreiche Fotos vermitteln dem Leser einen visuellen Eindruck vom Leben in der Eckardtshiemer Feuerwehr in Vergangenheit und Gegenwart. Dies verschafft der Schrift einen ausstellungsartigen Charakter und macht sie für den Leser äußerst ansprechend.

Christine Koch

*Manfred Kluge (Hrsg.), Wir wollen weiterleben... Das Schicksal der jüdischen Familie Loeb – dokumentiert in Briefen und Selbstzeugnissen, Im Auftrag der Mendel-Grundmann-Gesellschaft e. V. Vlotho (Quellen zur Regionalgeschichte, Bd. 10), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2003, 232 S.*

Der Einstieg in dieses Buch ist etwas verwirrend. Statt eines Vorwortes oder einer Einleitung findet man einen fiktiven Brief des Herausgebers Manfred Kluge, posthum an seinen 1998 verstorbenen Freund Stephen Hans Loeb gerichtet, in dem das Konzept der Publikation in etwa umrissen ist. Tatsächlich wird aber erst auf Seite 16, nach einem Exkurs zur Geschichte der Vlothoer Juden, ganz deutlich, um was es geht. So hatte im Jahr 2001 die Mendel-Grundmann-Gesellschaft e. V. in Vlotho – es ist dies ein 1965 von Bürgerinnen und Bürgern der Stadt gegründeter Verein, der sich die Erinnerung an die jüdischen Mitbürger Vlothos, an ihre Leistungen und sonstigen Wirkungen zur Aufgabe gemacht hat (vgl. die auf S. 229 abgedruckte Satzung) – von Betty Loeb, der Witwe des Stephen Hans Loeb, einen Schuhkarton mit über 150 Briefen erhalten. Es handelt sich um Schreiben, die Gustav und Helene Loeb ihrem Sohn Hans, der 1938 in die Vereinigten Staaten emigrierte, in den Jahren von 1938 bis 1941 aus Deutschland zusandten. Zusätzlich fand sich unter den

Dokumenten auch Briefmaterial von Hans Loeb's Schwester Marianne, von seinem Onkel Georg und seiner Tante Melitta aus Rinteln, von Leonie Warschauer, mit der Hans Loeb eine Freundschaft verband, und von Verwandten aus den USA.

Manfred Kluge wertet die Briefe als „wertvolle Zeitdokumente“, wenn sie auch der Briefzensur unterlagen, die Schreiber davon wussten und sich deshalb jeglicher Beurteilung ihrer eigenen Situation, also der der Juden in Deutschland unter dem Nationalsozialismus, weitgehend enthielten. Auch die Ereignisse der „großen Politik“ kommen wohlweislich kaum zur Sprache. So handelt es sich also um eine sehr private Korrespondenz, in der man „zwischen den Zeilen“ lesen muss, um Hinweise auf Befindlichkeiten und die immer schlimmere Drangsalierung der deutschen Juden zu finden. Manfred Kluge zufolge entsteht auf diese Weise ein „Scheinbild“ (S. 17) von Normalität.

Der Herausgeber lässt auf den Seiten 19 bis 31 die Familiengeschichte der Loeb's in Vlotho folgen. Er beschreibt ihre Unternehmung, das damals angesehene Textilkaufhaus Loeb, erwähnt die Verdienste des Vaters von Stephen Hans Loeb, Gustav Loeb, der im Ersten Weltkrieg „für Kaiser und Vaterland“ kämpfte (S. 19), und schildert die offenbar glückliche Kindheit des Stephen Hans, der eigentlich Hans Stephan hieß und sich erst in den USA Stephen H. Loeb nannte (S. 21). Es folgen Fotos, die die Mitglieder der Familie Loeb zeigen.

Ab Seite 38 werden sodann die Briefe präsentiert, von Manfred Kluge kommentiert und ihr Inhalt unter Zuhilfenahme der historischen Schablone interpretiert. Die Schreiber selbst machen deutlich, dass alle Mitglieder der Familie Loeb im Jahre 1938 ahnen, dass der Abschied von dem Sohn, der sich nach Amerika einschiffte, wahrscheinlich ein Abschied für immer ist (besonders der Brief vom 16. August 1938, S. 31 f.). Der Ton der Briefe aus Deutschland wird im Angesicht der Sudetenkrise und am Vorabend des Krieges immer besorgter. Tatsächlich macht sich der Vater, Gustav Loeb, Ende September 1939 noch Hoffnung, dass man ihn auf Grund seiner soldatischen Erfahrungen im Ersten Weltkrieg „doch irgendwie verwenden“ könne (S. 35). War eine solche Hoffnung tatsächlich ernst gemeint oder gewissermaßen für die „Zensur“ geschrieben? Die Briefe bieten reichlich Raum für Interpretationen.

Die Verwerfungen im Zuge der „Reichskristallnacht“ haben auch vor den Toren Vlothos nicht Halt gemacht. Das Geschäft der Loeb's wurde von der SA verwüstet, der Vater kam für einige Zeit ins Konzentrationslager Buchenwald (S. 47). In den Briefen spricht die Familie vorsichtig davon, dass „Vati verweist“ sei (S. 44). Manfred Kluge schreibt, dass von Pogromstimmung in der Vlothoer „normalen“ Bevölkerung nur wenig zu spüren gewesen sei (S. 41). Das korrespondiert durchaus mit neueren Erkenntnissen der Geschichtswissenschaft, die der deutschen Bevölkerung sogar eine ablehnende Haltung gegenüber den Übergriffen der SA attestiert. Allerdings in erster Linie nur deshalb, weil diese keinerlei rechtliche Absicherung hatten. Als weitere Gesetzesgrundlagen zur Benachteiligung der Juden geschaffen waren, wurden diese auch von den bisher zögernden Deutschen offenbar bereitwillig angewandt.

Die weiteren Stationen der Familie Loeb nach der Rückkehr des Vaters aus dem KZ sind in gewisser Weise klassisch für die deutschen Juden jener Zeit. Das Geschäft muss veräußert werden (S. 49 ff.). Die Familie trägt sich mit dem Gedanken an Auswanderung. Recht langsam und, wie sich zeigt zu spät, stellt sich bei den Loeb die Erkenntnis ein, dass man „das jüdische Volk abschieben wird“ (S. 64). Die Abwicklung der Auswanderung in die Vereinigten Staaten gestaltet sich aber zunehmend schwieriger, wird von deutschen, aber auch von amerikanischen Stellen zum Teil stark behindert: „Die Welt riegelt sich gegen die Emigranten ab!“, ist die entsetzte Erkenntnis von Gustav Loeb im Jahre 1939 (S. 65 f.). Man zieht nun zu Verwandten nach Hannover um (S. 70).

Die Lage wird immer aussichtsloser. „Der Omnibus ist verpaßt“ heißt es einmal (S. 90). Nach dem Kriegseintritt der USA scheint eine Einwanderung nur noch über Kuba möglich (S. 115). Dann der schwere Schicksalsschlag: Die von allen geliebte Schwester Stephen H. Loeb, Marianne, stirbt 20-jährig in Berlin im „Israelitischen Krankenhaus“, wo sie als Kinderkrankenschwester arbeitet. Sie hatte sich mit Scharlach infiziert und konnte nicht behandelt werden, da es dort keine Medikamente mehr gab (S. 104). Der Inhalt der folgenden Briefe zwischen den übrigen Familienmitgliedern ist von dieser Trauer und dem Schmerz über den Verlust bestimmt.

Die letzten Stationen der Loeb in Hannover sind gekennzeichnet durch den Umzug in eines der sogenannten „Judenhäuser“. Unter den immer bedrückender werdenden Umständen schreibt Gustav Loeb an seinen mittlerweile 25-jährigen Sohn am 8. September 1941: „Wir wollen weiterleben, auch unter den schwierigsten Verhältnissen, gleich welcher Art sich diese noch folglich gestalten mögen. ... Leben heißt kämpfen!“ (S. 113).

Nach dem von Himmler erlassenen Ausreiseverbot für Juden im Oktober 1941 war auch für die Loeb das Schicksal besiegelt. Der Onkel Georg Jakob Loeb nimmt sich im Dezember angesichts der bevorstehenden Deportation das Leben (S. 140). Im Dezember dieses Jahres erhielt Stephen H. Loeb auch die letzten Briefe seiner Eltern. Am 15. Dezember sind seine Eltern und die Schwägerin mit dem ersten Transport von Hannover aus nach Riga unterwegs. Keiner von ihnen ist zurückgekehrt. Die Großmutter, Johanna Nußbaum, kam am 8. August 1942 im Konzentrationslager Theresienstadt um.

Danach geht der Herausgeber Manfred Kluge auf den Seiten 145 bis 171 grundsätzlichen Fragen nach und versucht diese an Hand von Literatur zum Thema, aber auch auf der Basis des vorhandenen Briefmaterials zu beantworten. Es geht Kluge um die politische und religiöse Grundeinstellung der Loeb (S. 152 ff.), um die Diskriminierungen, die sich in den Briefen niederschlagen und um das Wissen oder auch Nichtwissen der jüdischen Familien hinsichtlich dessen, was sie nach ihrer Deportation in Riga und anderswo erwartete (165 ff.).

Der sich anschließende zweite Teil des Buches räumt Stephen Hans Loeb Stellungnahmen zum deutsch-jüdischen Verhältnis nach 1945 breiten Raum ein. So wird ein Interview in Auszügen abgedruckt, das er anlässlich eines Besuches in Vlotho im Jahre 1985 gab. Loeb weist darauf hin, dass er schon

früh vom Gedanken der „Kollektivschuld“ der Deutschen am Holocaust abgerückt sei (S. 179).

Auf den folgenden Seiten werden Briefwechsel zwischen Loeb und dem Vlothoer Studienrat Helmut Urbschat aus den 1960er Jahren wiedergegeben, in denen es unter anderem um die Errichtung einer Gedenktafel am Platz der ehemaligen Vlothoer Synagoge geht und um die schließliche Einweihung eines jüdischen Mahnmals im September 1969 (S. 181 ff.). Weitere Punkte werden angesprochen, die die NS-Vergangenheit der Stadt und das Verhältnis ihrer Bürgerinnen und Bürger zum Judentum betreffen. Auf den Seiten 192 ff. kommen Stephen Hans Loeb's grundsätzliche Sichtweisen im Zusammenhang mit der Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit zur Sprache: „Das Geheimnis der Versöhnung heißt Erinnerung“ und „Es gibt nur einen Weg: den des Nichtvergessens und der ständigen Erinnerung!“ Stationen der weiteren Aussöhnung sind die Ernennung Loeb's zum Ehrenbürger der Stadt Vlotho (S. 198 ff.) und die Stiftung und Übersendung einer Thora aus den USA nach Vlotho durch Betty und Stephen H. Loeb im Jahre 1996 (S. 210 ff.).

Abschließend bleibt festzustellen, dass der erste Teil von Manfred Kluges Publikation am meisten beeindruckt. Die in den Briefen der Jahre 1938 bis 1941 dokumentierten Schicksalsschläge und die Reaktionen der Familie diesseits und jenseits des Atlantiks schmerzen beim Lesen und man muss im wahrsten Sinne des Wortes ein hartes Herz haben, um nicht zu sehr mitzuleiden. Diese Passagen sind an Tragik und Dramatik kaum zu überbieten.

Der zweite Teil des Buches kann einem Vergleich mit dem ersten nicht so recht standhalten. Hier kommt deutlich zum Tragen, dass Kluges Veröffentlichung das geistige Vermächtnis des Stephen Hans Loeb weitertragen möchte, das unter anderem im Aufruf zur Toleranz, zur Verständigung, Versöhnung und zur Überwindung von Vorurteilen besteht (S. 215). Es ist dies ein großes Ansinnen, doch erscheint es vor dem Hintergrund der Wucht der im ersten Teil abgedruckten Dokumente etwas blass. Tatsächlich leidet die gesamte Arbeit ein wenig darunter, dass hier zwei große Abschnitte in bester Absicht zu einem Buch zusammengefügt wurden, die jeweils eigenständige Publikationen hätten abgeben können.

Trotz dieser Kritikpunkte sei hier betont, dass in letzter Zeit hinsichtlich der Thematik jüdischen Lebens im nationalsozialistischen Deutschland nur wenig ähnlich Eindrucksvolles wie die Briefesammlung des Stephen Hans Loeb veröffentlicht wurde.

Hans-Jörg Kühne

*Johannes Meier, Johann Ossenbrink (Hrsg.), Leben unter dem Krummstab. Die Kirchspiele Clarholz, Lette und Beelen im 18. Jahrhundert, Verlag für Regionalgeschichte Bielefeld 2003, 611 S., zahlreiche farbige und sw. Abb.*

Über das kirchliche und weltliche Leben in Pfarrgemeinden im Jahrhundert vor der Säkularisation 1803 gibt es nur wenige zuverlässige Untersuchungen.